

Die Felle Welt

Nr. 40

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Als man sich zu Tisch gesetzt hat, kommt in schnellster Gangart ein leichter, einpänniger Korbwagen angefahren. Der Lenker des Wagens, ein älterer Herr in Försterkleidung mit dem Hirschfänger an der Seite, ruft schon, noch ehe er den Wagen zum Halten gebracht hat, über den Baum: „Doktor! kommen Sie schnell mit! Es ist ein Unglück passiert.“

Mit einem Ruck ist Doktor Bauer hoch und fragt: „Um was handelt es sich?“

„Verbrennung! Verblutung! Sie müssen Verbandzeug mitbringen.“

„Einen Moment! Ich komme sofort!“ Damit eilt Doktor Bauer in das Haus, während Frau Bauer, die sich ebenfalls erhoben hat und bis an das Gartentor gegangen ist, teilnehmend fragt: „Doch nicht in Ihrem Hause, Herr Oberförster?“

„Nein, Frau Doktor! Einer von den Arbeitern, die bei der Kirchenreparatur beschäftigt sind, ist verunglückt. Ich kam gerade vorbei, um ins Mevier zu fahren, als sie den armen Kerl vom Gerüste brachten. Da bin ich sofort abgebogen und habe meinen Braumen angetrieben, was er mir laufen konnte, um Ihren Mann zu Hilfe zu rufen.“

In diesem Augenblick kommt Doktor Bauer bepackt mit den nötigen Instrumenten und Verbandsmaterial aus dem Hause und schwingt sich schnell auf den Wagen.

„Vorwärts, Brauner! Adieu, Frau Doktor!“ Und fort jagt der Wagen wieder in der Richtung, aus der er gekommen.

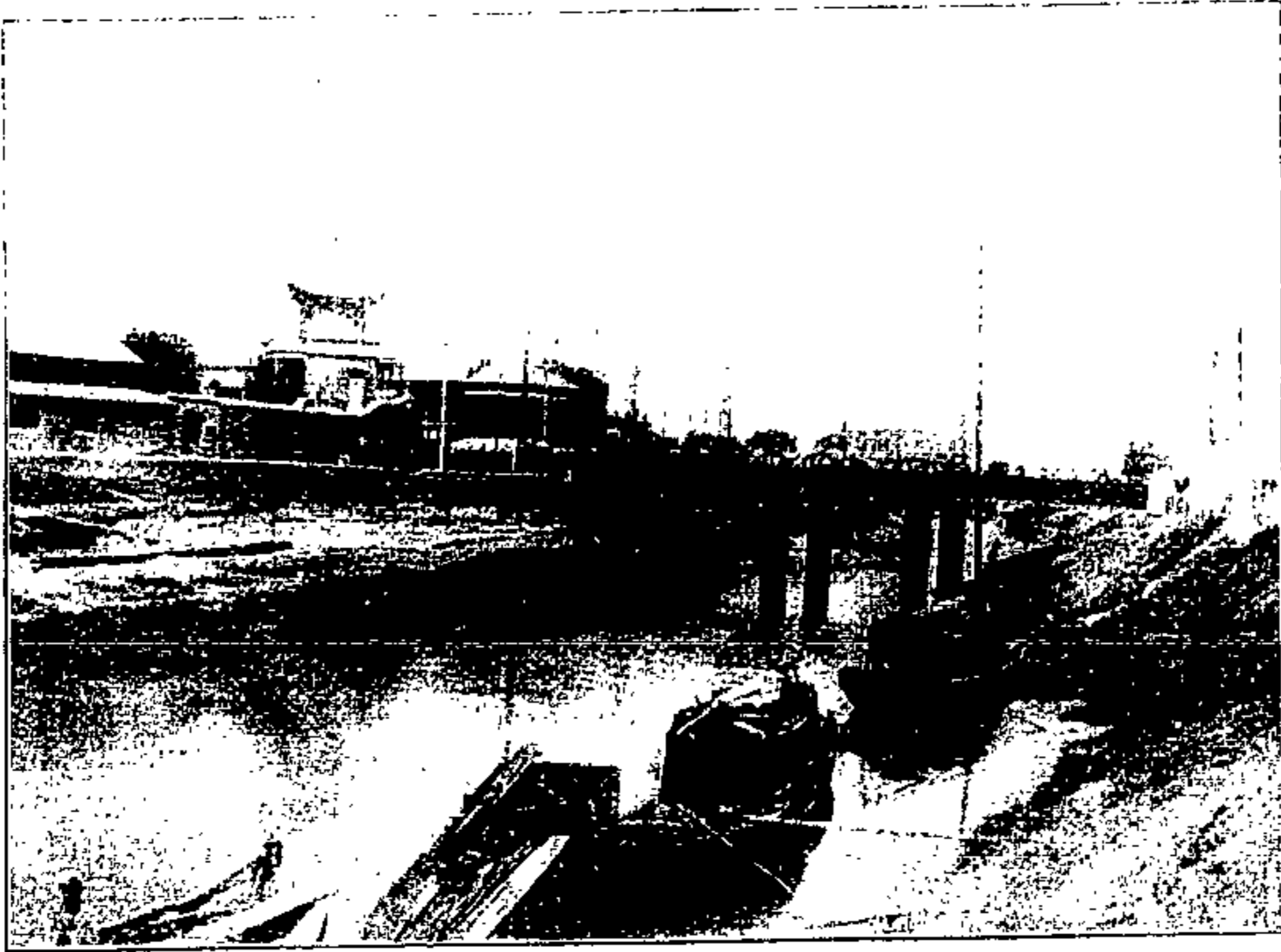
Als die Aufregung, die der Vorgang unter den Patienten hervorrief, sich etwas gelegt hat, fragt Frau Noack leise Frau Bauer: „War das nicht Oberförster Hildebrand?“

„Ei freilich!“ antwortet Frau Bauer überrascht. „Kennen Sie ihn bereits länger?“

„Allerdings!“ antwortet Frau Noack. „Ich bin mit den Hildebrands seit vielen Jahren befreundet. Erst in den letzten Jahren des Unglücks habe ich die Verbindung mit ihnen verloren. Ich hatte deshalb auch keine Kenntnis

davon, daß sie sich jetzt in der hiesigen Gegend befinden.“

„Ja, es sind sehr nette, liebe Menschen. Der Oberförster ist ein Jugendfreund von meinem Manne, und es wird jetzt so anderthalb Jahre her sein, daß er sich in die Oberförsterstelle drüben im Kirchdorf Tannengrün, zu dem auch wir gehören, hat versetzen lassen. Die armen Leute haben schweren Stummer mit ihrem einzigen Sohne gehabt, und deshalb war ihnen wohl gerade diese Stelle hier im einsamen Gebirge recht. Sie leben auch jetzt noch sehr zurückgezogen.“



Am chinesischen Kaiserkanal.

„Die gute Charlotte auch im Leide, und ich wüßte sie wenigstens glücklich.“ flüstert Frau Noack leise vor sich hin.

Nach knapp einer Stunde kommt Doktor Bauer im Wagen des Försters zurück. Kaum, daß er die Veranda betritt, wird er von den rüstigeren der Patienten, die auf seine Rückkehr gewartet hatten, umringt und mit Fragen bestürmt, wie das Unglück entstanden sei, ob er den Verletzten noch Hilfe bringen können, und so weiter.

„Geduld! Geduld! meine Herrschaften,“ wehrt Doktor Bauer lächelnd ab. „Ehe ich Ihnen Rede und Antwort stehe, müssen Sie schon

gestatten, daß ich meinem leiblichen Menschen eine Stärkung angedeihen lasse. Sie waren ja Benge, wie ich abgerufen wurde, ehe ich den ersten Waisen Frühstück zu mir genommen hatte.“

Frau Bauer, die ebenfalls mit Spannung auf die Rückkehr ihres Gatten gewartet hat, deckt schnell den Frühstückstisch von neuem, an dem der Doktor nun mit Behagen Platz nimmt, während die Patienten in leiser Unterhaltung in der Veranda auf- und abwandeln. Nachdem er seinen Appetit gestillt hat, gibt Doktor Bauer den neugierig Starrenden ein Zeichen, worauf sie sich sofort wieder um ihn scharen.

„Es ist von Ihnen vorher die Frage nach der Ursache des Unglücks gestellt worden,“ beginnt Doktor Bauer. „Die Antwort ist einfach: Schuld daran trägt in erster Linie die verdammte Schlampererei, die auf den Bauten nun einmal üblich ist. Alles soll fix gehen und möglichst wenig kosten. Das ganze Herumbauen am Kirchturm war höchst überflüssig, aber unser Weisepopul von Pfarrer hat seinen Willen durchgesetzt.“

„Wir haben nämlich,“ fährt der Doktor nach kurzer Pause fort, „vor etwa zwei Jahren einen neuen Prediger bekommen, einen noch jungen Mann, Pauli mit Namen, der wohl einflußreiche Gönner haben muß. Denn andere Predigtamtskandidaten erhalten erst in viel späteren Jahren selbständige Pfarrstellen.“

Herrn Pauli hat nun vom ersten Tage seines Hierseins an das Äußere wie das Innere des Gotteshauses nicht gefallen. Die Kirche sehe zu dürftig aus, hat er immer behauptet. Nun ist unsere Bevölkerung hier oben blutarm, und die kleinen Waldgemeinden, die zusammen die Pfarochie Tannengrün bilden, haben sich seinerzeit eine schwere Schuldenlast aufbürden müssen, um überhaupt nur eine Kirche zu errichten. Ganz besonders hat Herr Pauli bemängelt, daß der Kirchturm nach oben hin gar keinen richtigen Abschluß habe, und er hat den Kirchenrat so lange gequält, bis dieser den Beschluß faßte, auf die Spitze des Kirchturmes ein großes eisernes vergoldetes Kreuz setzen zu

lassen, das weithin über die Gegend leuchten soll, wie Herr Hansi sagte."

"Und bei dem Anbringen dieses Kreuzes ist wohl das Unglück geschehen?" fragt Frau Bauer dazwischen.

"Leider ja! Es ist wahrscheinlich schon im vornherein mit Gerüst gespart worden, und dann haben auch die Zimmerleute, in dem Glauben, das Kreuz sei bereits ordnungsgemäß eingesetzt, zu früh abgerüstet. Das war aber nicht der Fall. Als heute zwei Schlossergefellen kamen, um die eigentliche Befestigung durch Eingießen von Blei vorzunehmen, glaubten sie sich in der Weise helfen zu können, daß der eine sich auf die Schultern des anderen stellte, um so oben mit dem hinaufgereichten flüssigen Blei das Kreuz zu vergießen. Bei dem Ausgießen ist aber von dem Strahl des flüssigen Bleies durch den Wind etwas abgelenkt worden und dem untenstehenden Schlosser auf den Nacken gelaufen."

"Schrecklich!" ruft Frau Bauer. "Und der Mann ist stehengeblieben?"

"Seldenhasterweise, ja! Denn bei der geringsten Bewegung, die er gemacht hätte, würde er ja seinen Kollegen in die Tiefe geschleudert haben. Um dessen Leben nicht zu gefährden, hat der Wackere ausgehalten, bis die Arbeit vollendet war."

"Und die Verletzungen sind schwere?"

"Sehr schwere! Das Fleisch ist bis auf die Knochen verbrannt. Außerdem eine Nier zerstört. Es ist ausgeschlossen, daß der prächtige junge Mann mit dem Leben davorkommt."

"Ob er noch Anverwandte haben mag?" fragt Frau Bauer, während ihr zwei Tränen langsam die Wangen herunterlaufen.

"Nein! Aber eine Braut hat er, die beim Oberförster in Dienst ist. Ich habe die arme kleine, die wie wahnsinnig angerannt kam, getröstet, so gut es ging. Und sie hat sich auch außerordentlich tapfer benommen, obgleich jede Faser an ihr vor Schmerz bebte. Zimmer und immer wieder muß man die Seelenstärke bewundern, die diese einfachen, schlichten Leute in den schwersten Stunden des Lebens zeigen. An ihnen könnte sich wirklich mancher, der sich schon wegen Nichtigkeiten wer weiß wie unglücklich fühlt und sich und anderen das Leben schwer macht, ein Muster nehmen."

Die Patienten, von denen sich wohl der eine oder andere durch die letzte Bemerkung Bauers getroffen fühlen mochte, zerstreuten sich. Ihre Neugierde ist befriedigt, und damit auch ihr Interesse an dem Vorgang erschöpft.

Frau Noack machte währenddem einen Spaziergang mit ihrer Tochter, und dabei reifte in ihr der Entschluß, den Silberbrands baldigst einen Besuch abzustatten.

Frau Silberbrand und Frau Noack hatten ihre Mädchenjahre in dem gleichen Pensionat zugebracht und sich dort ewige Freundschaft geschworen. Und die Zuneigung, die die beiden verband, war in der Tat eine so aufrichtige und tiefe, daß der Freundschaftsbund die Jahre der Schwärmerei überdauerte. Als beide sich verheiratet hatten und Frau Silberbrand einem Sohne das Leben gab, übernahm Frau Noack die Patenstelle, während umgekehrt Frau Silberbrand die Tochter der Freundin aus der Taufe hob. Man pflegte eifrigen Verkehr, und die heranwachsende Dora hing mit großer Liebe an ihrer Pate. So ging es Jahre, bis das innige Verhältnis, das zwischen den beiden Frauen bestand, eine jähe Störung erlitt.

Frau Silberbrand, deren Charakter schon von Kindheit auf einen starken Hang zur Selbstständigkeit gezeigt hatte, war durch Nachdenken und Studium der einschlägigen Literatur zu einer begeisterten Vertreterin der Frauenrechtsforderungen geworden. In ihre eigene glückliche Ehe hatte dieser geistige Entwicklungsgang der Frau Silberbrand keinen Mikton gebracht.

Der Oberförster war ein verständiger Mann, der seiner Gattin gegenüber nie den Herrn herankehrte, sondern seine Lebensgefährtin stets nur als lieben Kameraden betrachtete und behandelte.

Desto bitterer empfand Frau Silberbrand das Unwürdige der Stellung, in welche die Freundin in ihrem Hause durch ihren Ehemann gezwungen wurde, und eines Tages hatte sie sich nicht enthalten können, darüber gegen Herrn Noack einige Bemerkungen zu machen. Herr Noack hatte aufgebraust und sich jede Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten schroff verboten. Seitdem hatte Frau Silberbrand das Noacksche Haus nicht mehr betreten, und Noack hatte auch seiner Frau jeden weiteren Verkehr mit dem „exaltierten Mannweib“ streng untersagt.

Ganz ging das nun allerdings nicht nach dem Willen Noacks. Wenn ihm seine Frau auch keinen offenen Widerstand entgegenzusetzen wagte, so blieb sie doch heimlich in fortwährendem Briefverkehr mit der Freundin, bis die Katastrophe mit ihren schrecklichen Folgen sie so in Anspruch nahm, daß sie nicht mehr an das Schreiben von Briefen dachte.

Nun aber, nachdem sie sich plötzlich in nächster Nähe der Freundin weiß, erwacht das Verlangen, sie zu sehen und zu sprechen, Trost zu spenden und Trost zu erhalten, übermächtig in ihr.

Noch im Laufe des Vormittags teilt Frau Noack Herrn Bauer ihr Vorhaben mit. Als dieser hört, daß Dora in früheren Jahren eine große Zuneigung für die Frau Oberförster empfunden hat, ist er sofort mit dem geplanten Ausflug einverstanden. „Sawohl, Frau Noack, das machen wir.“ sagt er eifrig. „Ihnen wird diese kleine Abwechslung wohl tun, und unserer Patientin kann sie auf keinen Fall etwas schaden, sondern nur nützen. Heute noch melde ich Ihren Besuch an, damit der Oberförster nicht ins Revier trabt, und morgen nach dem Frühstück lasse ich anspannen und fahre Sie selbst hinüber.“ Im stillen hofft Doktor Bauer, daß vielleicht die Begegnung mit der ihr sympathischen Pate die Kranke etwas aus ihrer Apathie aufrütteln werde.

Am anderen Morgen wallen Nebel über dem Tal, und Frau Noack ist in Sorge, daß aus der Partie, auf die sie sich bereits gefreut hat, nichts wird. Doch Doktor Bauer, der mit den Wetteranzeigen im Gebirge vertraut geworden ist, beruhigt sie, indem er einen schönen Tag prophezeit. Und er behält recht. Schon während der Fahrt wird es lichter und heller, und als man in Tannengrün ankommt, lösen sich die letzten Nebelschleier von den Spitzen der Berge und flattern als kleine flochtige Wölkchen davon. Doktor Bauer lenkt den Wagen nach dem Gasthof, läßt dort ausspannen und tritt mit den beiden Damen den Weg nach dem Forsthaus an.

Hell und warm scheint die Sonne vom tiefblauen, jetzt völlig wolkenlos gewordenen Himmel. Die Vögel jubelieren, und man meint förmlich das emsige Regieren der Natur zu spüren, mit dem sie im Gebirge oft in wenigen Tagen den Frühling mit all seiner Pracht hervorzaubert. Dazu die köstliche Lust mit ihrer erquickenden herben Frische, die die Lungen weitet und die Wangen rötet und den ganzen Körper mit neuer Lebenslust erfüllt.

Um nach dem Forsthaus zu kommen, das etwas abseits vom Dorfe hinter einer Gruppe von Tannen und Birken versteckt liegt, müssen die drei eine kleine Anhöhe ersteigen, von der aus der ganze Ort zu übersehen ist. Auf grünem Wiesenplan, ringsum von bewaldeten Höhen umgeben, stehen regellos und verstreut die einzelnen Wohnstätten. Ueber dem ganzen liegt es wie ein melancholischer Hauch. Nirgends gewahrt das Auge an den Häusern frohe, leuchtende Farben, sondern nur das fahle Grau des

vom Regen ausgewaschenen und von der Sonne gebleichten halberwitterten Holzes.

Wo die Dachbedeckung der Häuser so schadhast geworden ist, daß sie den Regen durchläßt, sind auf die Schindeln Felsen von Dachpappe in allen Größen und Formen unordentlich aufgenagelt. Neben den Häusern stehen verwitterte, schadhafte Stallungen und windschiefe, baufällige Schuppen. Und alle diese Zeichen des Verfalles und der Armut treten bei der Fülle von Licht, das die Sonne herabstrahlt und der klaren, äußerst durchsichtigen Atmosphäre dem Beschauer mit fast grausamer Deutlichkeit vor Augen.

„Der Ort macht keinen guten Eindruck,“ sagt Frau Noack. „Die Häuser sehen verwaht aus.“

„Sawohl,“ nickt Doktor Bauer, „bis auf das da oben.“ Dabei zeigt er auf ein Anwesen, das abseits von den anderen auf einer Bodenerhöhung unmittelbar am Walde steht. Dieses Haus mit seinen Neubauten würde in seiner Schmucktheit an und für sich schon aufgefallen sein, bei dem großen Kontrast, der zwischen seinem Aeußeren und dem der übrigen Wohnstätten besteht, springt es noch mehr in die Augen.

Das Dach ist mit neuen Schindeln gedeckt, die durch eine Weizung mit Kienholz einer warmen braunen Farbton erhalten haben. Die Wände neu, nach Art der Blockhausbauten aus abgeschälten Stämmen errichtet. Die auf der Außenseite in ihrer Naturrundung belassenen Hölzer sind lackiert, und von ihrer zartweißen Fläche heben sich die grünen Fensterläden wirkungsvoll ab. An das Haus schließen sich Stallungen mit weißgetünchten Wänden und großen Fenstern an. Neben dem Hause befindet sich ein Garten, aus dem ein schmuckes, in hellen Farben gestrichenes Gartenhaus herausleuchtet.

Wer näher zugehört hätte, würde auch bemerkt haben, daß die ausgedehnten Wiesen, die zu dem Grundstück gehörten, sich in höchster Kultur befanden; während die anderen Wiesen der Vermoosung und Verjüngung verfallen waren.

„Ich muß doch den Oberförster einmal fragen, wer da oben eigentlich wohnt,“ sagt Doktor Bauer im Weitergehen. „Die Wirtschaft sieht gegen die übrigen zu sehr ab. An den Fenstern sind sogar Gardinen, die man bei den gewöhnlichen Leuten hier sonst nie sieht.“

Darüber nähern sich die drei dem Forsthaus, und noch ehe sie es erreichen, kommt ihnen unter den Birken eine Frauengestalt in schneller Lauf entgegen. Es ist die Frau Oberförster, die nach den Erwarteten Ausschau gehalten hat. Als sie mit den Ankommenden zusammentrifft, schüttelt sie dem vorausgehenden Doktor die Hand, wirft sich der Freundin an die Brust, und dann ebenso zärtlich ihr Patenkind zu begrüßen. Dora nimmt die Liebkosungen mit stiller Ergebung hin, ohne selbst irgendwelche Gemütsbewegung zu zeigen.

Unter dem Torwege wartet auch bereit der Oberförster, dem das Wellen der Hunde da Mahen des Besuchs angezeigt hat. „Schön von Ihnen, lieber Doktor, daß Sie sich einmal bei uns sehen lassen und noch so liebe, seltene Gäste mitbringen. Willkommen Frau Noack mit Fräulein Tochter im Tannengrüner Forsthaus. Es ist ja schon eine kleine Ewigkeit her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben.“

Wald sitzen alle im eifrigen Gespräche in traulichen Zimmern der Frau Oberförster. Nur das junge Mädchen nimmt keinen Anteil an der Unterhaltung. Es hat auf einem am Fenster stehenden Stuhle Platz genommen und starr unverwandt hinaus auf die leuchtenden grünen Birkenzweige, die sich draußen leise im Winde wiegen.

Nach einer Weile, als die beiden Frauen, soweit das in der Gegenwart der Männer und

des jungen Mädchens möglich war, alles, was sie nach so langer Trennung auf dem Herzen tragen, ausgetauscht hatten, fragt Dr. Bauer plötzlich ganz verwundert: „Was sehe ich denn, Frau Oberförster? Sie haben ja Glühlampen in Ihrem Zimmer! Wie in aller Welt kommen Sie denn zu elektrischem Licht? Ich habe doch noch nie etwas davon gehört, daß hier irgendwo eine Zentrale besteht. Sonst würde ich meine Anstalt auch längst angeschlossen und mit elektrischem Licht versehen haben.“

„Eine Zentrale gibt es freilich nicht,“ antwortet lächelnd die Frau Oberförster. „Wir verdanken das angenehme Licht einem lieben Nachbar, der uns mit dem nötigen Strom versorgt.“

„Das ist aber ja noch kurioser,“ erwidert Doktor Bauer. „Hier in diesem weltfernen Gebirgsdorf gibt es jemand, der eine eigene elektrische Stromquelle besitzt?“

„Die Sache ist in der Tat nach mehr als einer Seite originell,“ mischt sich der Oberförster ein. Der Nachbar, von dem meine Frau sprach, Kantorbelt, wie er hier allgemein heißt, hat nämlich auf seinem Grundstück einen unterirdischen Wasserlauf von beträchtlichem Gefälle entdeckt. Diesen hat er sich nutzbar gemacht, indem er eine kleine Turbine einbaute. Die Turbine treibt eine Dynamomaschine, und diese liefert den elektrischen Strom, und zwar mehr, als der Kantorbelt selbst verbrauchen kann. Da die Entfernung nicht groß ist, hat er bis zu uns eine Leitung gelegt, und so ist auch meine Frau in ihrem Zimmer zu elektrischem Licht gekommen. In unseren übrigen Zimmern müssen wir uns mit Petroleumbeleuchtung begnügen.“

„In seinem Hause,“ ergänzt Frau Hildebrand die Erklärung ihres Mannes, „hat der Kantorbelt nicht nur die Wohnräume, sondern auch die Stallung mit elektrischem Licht versehen. Außerdem heizt er im Winter mit Elektrizität, und seiner Mutter hat er einen wunderbaren Kochapparat gebaut, auf dem alles mit Elektrizität gekocht wird.“

„Eine elektrische Küche!“ ruft Frau Moak. „Das muß ja hochinteressant sein! Gelesen habe ich schon davon, gesehen habe ich so etwas noch nicht.“

„Aber zum Stachel!“ sagt Doktor Bauer, „um alles das auszuführen, was Sie eben aufgezählt haben dazu gehört doch ein ganzer Haufen von Kenntnissen und Fertigkeiten. Wie war es möglich, daß so ein Hinterwäldler sich das alles aneignen konnte.“

„Das ist allerdings ein Kapitel für sich,“ entgegnet der Oberförster, „und darüber kann meine Frau, die das Vertrauen der Frau Kantor genießt, am besten berichten.“

„Also, Frau Oberförster, dann erklären Sie uns, bitte, einmal die Sache. Apropos! Der Frau Moak und mir fiel vorhin ein Haus dicht am Walde auf, das gegenüber den anderen Häusern des Ortes bliglauber aussieht und Wohlhabenheit förmlich ausstrahlt. Ich mutmaßte, daß dieses Haus es ist, aus dem Ihnen der elektrische Strom zuströmt.“

„Stimmt!“ nickt die Frau Oberförster. „Vor einigen Jahren wird das Kantorhaus sich wenig von den übrigen Häusern unterscheiden haben. Es soll sogar schon recht barock gewesen sein, denn die Kantors bewohnen das Haus schon lange. Sie gehören zu den Ateingegebenen des Ortes und sind eine Geigenbauer- und Musikantenfamilie. Weil sie früher immer den Vorsänger für den Kirchenchor stellten, bekamen sie den Spitznamen Kantor, den sie donernd behielten.“

„Ihr eigentlicher Name ist Berg,“ schaltet der Oberförster ein, „und es sollen unter den früheren Bergs sehr geschickte und gesuchte Geigenbauer gewesen sein. Die letzten Bergs haben sich mehr auf das Musikmachen gelegt. Es scheint ihnen das aber nicht zum Segen

gereicht zu haben, denn das Musizieren führt zum Herumsitzen in den Wirtschaften und zu Trunk und Spiel.“

„Ja!“ fährt die Frau Oberförster fort, „so muß es wohl nach allen Andeutungen der Frau Kantor gewesen sein. Auch der Mann der Frau Kantor ist in den besten Mannesjahren dem Musikantenberuf zum Opfer gefallen. Bei einer Skirmes, auf der er mit seiner Kapelle zum Tanze aufspielte, kam es zu einer Rauferei. Er wollte Frieden stiften, wurde dabei jedoch so schwer verletzt, daß er noch in derselben Nacht starb.“

„Auch scheußlich für eine Frau, aus einem so elenden Anlaß den Mann zu verlieren!“ meint Doktor Bauer.

„Gewiß!“ pflichtet die Frau Oberförster bei. „Und die Frau Kantor muß wohl auch über den Vorgang sehr empört gewesen sein, denn sie gelobte sich sofort, ihren einzigen Sohn Helmut vom Musikantenberuf völlig fernzuhalten. Der Helmut war von seinem Vater sorgfältig in der Musik unterrichtet worden und hatte schon als Knabe in der Kapelle seines Vaters als Geiger mitgespielt. Als das Unglück auf der Skirmes passierte, war er schon über ein Jahr bei einem berühmten Geigenbaumeister in der Lehre. Von diesem nahm ihn die Frau Kantor fort und ließ ihn Maschinenbauer werden.“

„Und der junge Mann?“ fragt Doktor Bauer dazwischen, „hat der sich so leicht in die Musikführung hineingefunden?“

„Er muß es wohl! Wahrscheinlich hat er selbst auch Neigung für den neuen Beruf empfunden, denn er ist ein tüchtiger Maschinenbauer geworden. Vor ungefähr drei Jahren kam er von langer Wanderschaft nach Hause und hat sich mit Feuereifer der Wirtschaft angenommen. Da er große Energie besitzt, sich vor keiner Arbeit scheut und mit Miesensleiß schafft, außerdem alles, was er sich vornimmt, äußerst geschickt anfaßt, bekam das Bergs bald ein ganz anderes Aussehen.“

„Was treibt er denn sonst?“

„Das ist, wie es scheint, so ein Stück Geheimnis,“ antwortet dem Doktor der Oberförster. „Er hat sich eine Werkstatt errichtet, was er aber darin eigentlich fabriziert, das weiß niemand. Die Leute hier munkeln vielerlei, aber das ist gewiß alles dummes Zeug. Da er selbst nicht darüber spricht, haben auch wir es unterlassen, ihn danach zu fragen.“

„Verkehren Sie denn öfter mit ihm?“

„Gewiß! Um in unser einsames Leben hier eine kleine Abwechslung zu bringen, haben wir ihn in den Wintermonaten hin und wieder zu einer Partie Schach eingeladen. Zum Spielen sind wir aber nie gekommen, denn wir waren immer schon nach einigen Minuten in der lebhaftesten Unterhaltung. Der Berg ist nämlich entschiedener Sozialist, und da mußte ich als königlicher Oberförster natürlich die Partei der Ordnung nehmen. Es ist mir aber stets schlecht bekommen. Denn erstens wußte der Berg für seine Ansichten so überzeugende Gründe anzuführen, daß man wirklich nichts dagegen sagen konnte, und dann hat ihm meine Frau Schwirterin, die ich längst schon im Verdacht habe, daß sie bei den Roten heimlich eingeschriebenes Mitglied ist, nach Kräften sekundiert. Um nicht ganz und gar in den Sand gesetzt zu werden, mußte ich den starken Mann markieren, der mutig einen Schritt nach dem anderen zurückweicht.“

Doktor Bauer lacht herzlich, und auch über das Gesicht der Frau Moak huscht ein leises Lächeln.

„Mein Herr Schwirter redet natürlich wieder Jägerlatein,“ wehrt sich die Frau Oberförster. „Richtig ist nur, daß für uns die Unterhaltung mit Berg immer ein wahres Labfal war. Der junge Mann ist ein sehr scharfer Beobachter, er hat erstaunlich viel gelesen und das Gelesene

geflügelt durcharbeitet. Außerdem besitzt er wirkliche Herzensbildung. Es zeigt sich das schon in der geradezu einzigen Art, mit der er sein Vieh behandelt.“

„Das ist richtig,“ stimmt der Oberförster zu. „Er reitet sein Pferd ohne Gebißstange und Sporen und ist ein abgejagter Feind der Peitsche. Für sein Vieh hat er geradezu prächtige Stallungen errichtet: hell und lustig und warm im Winter. Die Decke ist stets weiß geübert und auf die Wandflächen sind mit groben Pinselstrichen grüne Weiden und Baumgruppen gemalt. Dazu peinlichste Sauberkeit. Jede Kuh bekommt in einem besonderen Baderaum wöchentlich zwei Braniebäder.“

„Ausgezeichnet!“ wirft der Doktor ein.

„Richtig wahr!“ sagt die Frau Oberförster. „Aber die Leute hier haben sich erst halbtot gelacht und konnten sich im Spotten gar nicht genug tun, als sie von diesen Einrichtungen hörten. Denn sie wissen es nicht anders, daß der Stall ein finsternes, von Schmutz und Urat starrendes, stinkendes Loch ist. Auch meinem Manne schien die Sache erst stark übertrieben. Er hat oft zu mir gesagt: Der Berg hat einen Solken, und keinen Kleinen. Jetzt ist er aber belehrt, das Vieh strotzt von Gesundheit, und die Milch der Kühe ist von allerbesten Reife.“

„Was ich da von Ihnen höre, interessiert mich im höchsten Maße,“ antwortet lebhaft Doktor Bauer. „Kann man denn diesen Musterstall nicht einmal besichtigen? Die Beschaffung von guter Milch für meine Anstalt hat mir schon immer Schwierigkeiten bereitet. Wenn der Berg, den ich übrigens auch gern kennen lernen möchte, darauf eingeht, pachte ich sofort das ganze Milchquantum, das seine Kühe liefern auf unbestimmte Zeit hinaus.“

„Oho!“ protestierte Frau Hildebrand. „So einfach und leicht geht die Sache nicht! Meine wohlverordneten Rechte werden Sie mindestens respektieren müssen. Sonst schließe ich noch vor Ihnen mit Herrn Berg über meinen Bedarf an Milch einen notariellen Lieferungsvertrag ab.“

Doktor Bauer lacht, und der Oberförster sagt: „Mandeln Sie um Gotteswillen nicht mit meiner Frau an, lieber Doktor! Denn dabei ziehen Sie unweigerlich den Kürzeren! Die geht jeden Tag und holt eigenhändig unseren Bedarf aus dem Bergschen Stalle, und ich glaube, sie liebt lieber für jeden Liter hundert Meter barfuß über spitze Steine, ehe sie gerade auf diese Milch verzichtete.“

„Warum halten Sie nicht selbst Vieh? Sie haben doch gewiß Oekonomie genug zum Vorsthaus.“

„Allerdings!“ antwortet der Oberförster. „Aber wir wollten ein ganz ruhiges Leben führen und nur das unumgänglich nötige Dienstpersonal im Hause haben. Deshalb verzichteten wir auf die eigene Viehhaltung. — Den Bergschen Stall können Sie aber trotz des Protestes meiner Frau doch besichtigen, lieber Doktor. Der Berg ist ein so ungemein liebenswürdiger Mensch, daß wir auf alle Fälle auf einen freundlichen Empfang rechnen können. Ich schlage vor, daß wir nach Tisch einen kleinen Spaziergang machen und dabei im Kantorhause mit vorsprechen.“

„Dürfen wir uns vielleicht anschließen?“ fragt Frau Moak. „Ich würde mir ja auch gern den Stall und das Vieh ansehen, aber noch mehr würde es mich freuen, wenn ich die elektrische Küche besichtigen könnte.“

„Selbstverständlich gehen wir mit, meine Liebe,“ sagt Frau Hildebrand entschieden. „Wir werden doch die Männer nicht allein lassen! Die halten immer zusammen! Wenn sie zurück kämen, hätte der Herr Doktor möglicherweise seinen Generalpachtvertrag in der Tasche und ich könnte sehen, wo ich in Zukunft Milch herbekäme.“

(Fortsetzung folgt.)

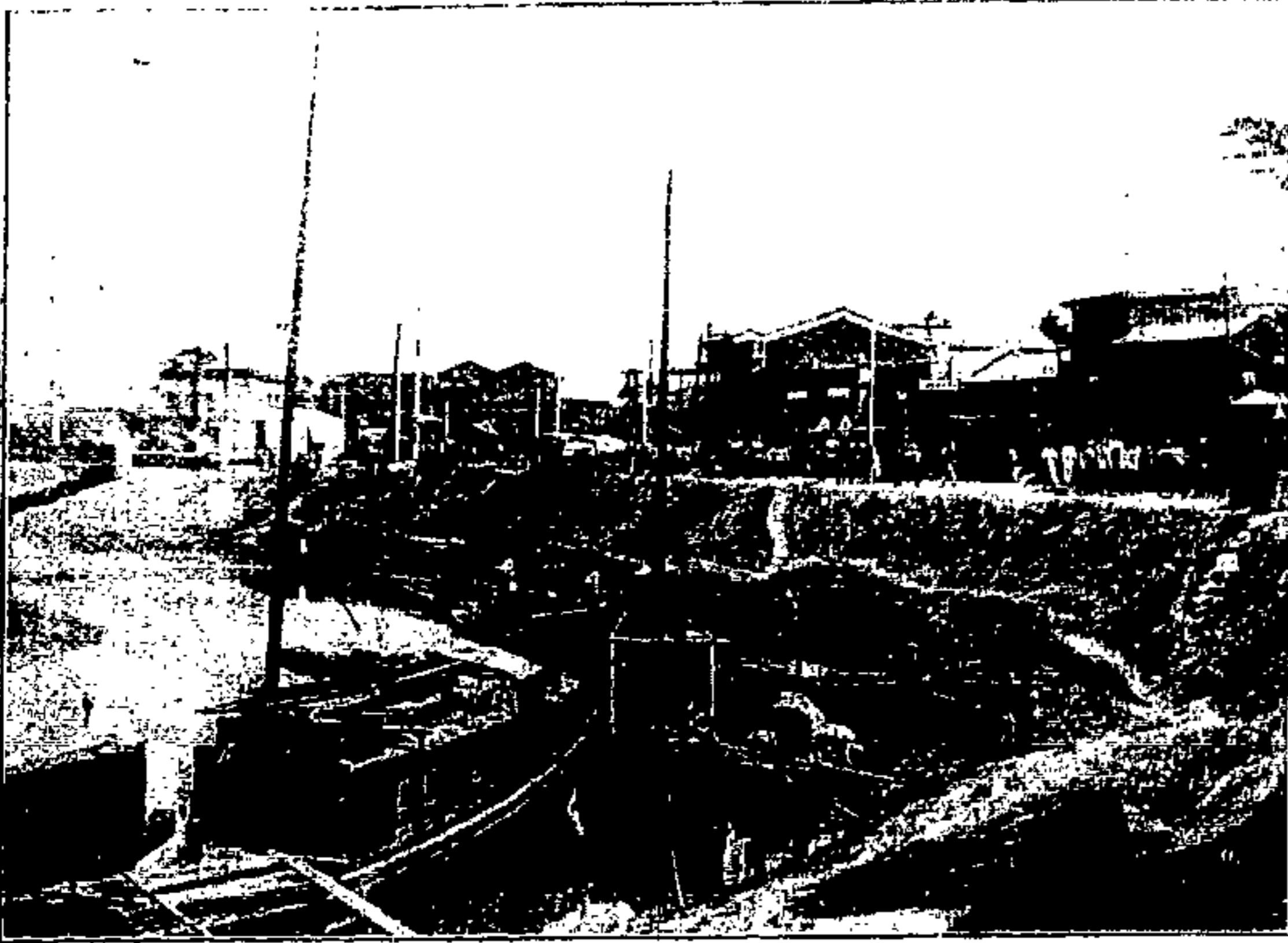
Das wirtschaftliche und soziale Leben in China.

Von Edmund Fildner.

Das große chinesische Reich soll nun endlich auch eine Verfassung erhalten; dann wird es unter die modernen Staaten eingereiht werden. Die innere wirtschaftliche und politische

gering. Die Europäer, welche bisher in China gelebt oder das Land bereist haben, lernten in der Regel nur Menschenlichkeiten kennen, und eine volkswirtschaftliche Betrachtung Chinas fehlt bis jetzt noch vollständig. Ein junger Chinese, der Sohn eines Fabrikanten in Ningpo, der in Leipzig studierte, Dr. Nyok-Ching Tjuo, hat den ersten Versuch unternommen, eine wissenschaftliche Arbeit über die gewerblichen Betriebsformen in China in deutscher

Hauptvor schließt einen geräumigen Hof von der Außenwelt ab. Um diesen Hof herum stehen Einzelhäuser. Durch die ganze Reihe der zu dieser kleinen Einheit gehörenden Häuser führt ein Weg, der hin und wieder von Toren und von einigen zu dem Hauptwege senkrecht verlaufenden Seitenwegen unterbrochen wird. Links und rechts von dem Wege liegen die Gebäude der einzelnen Familien, zusammen ein Rechteck bildend. Hinter den Gebäuden liegen die Obst-



Flußhafen.



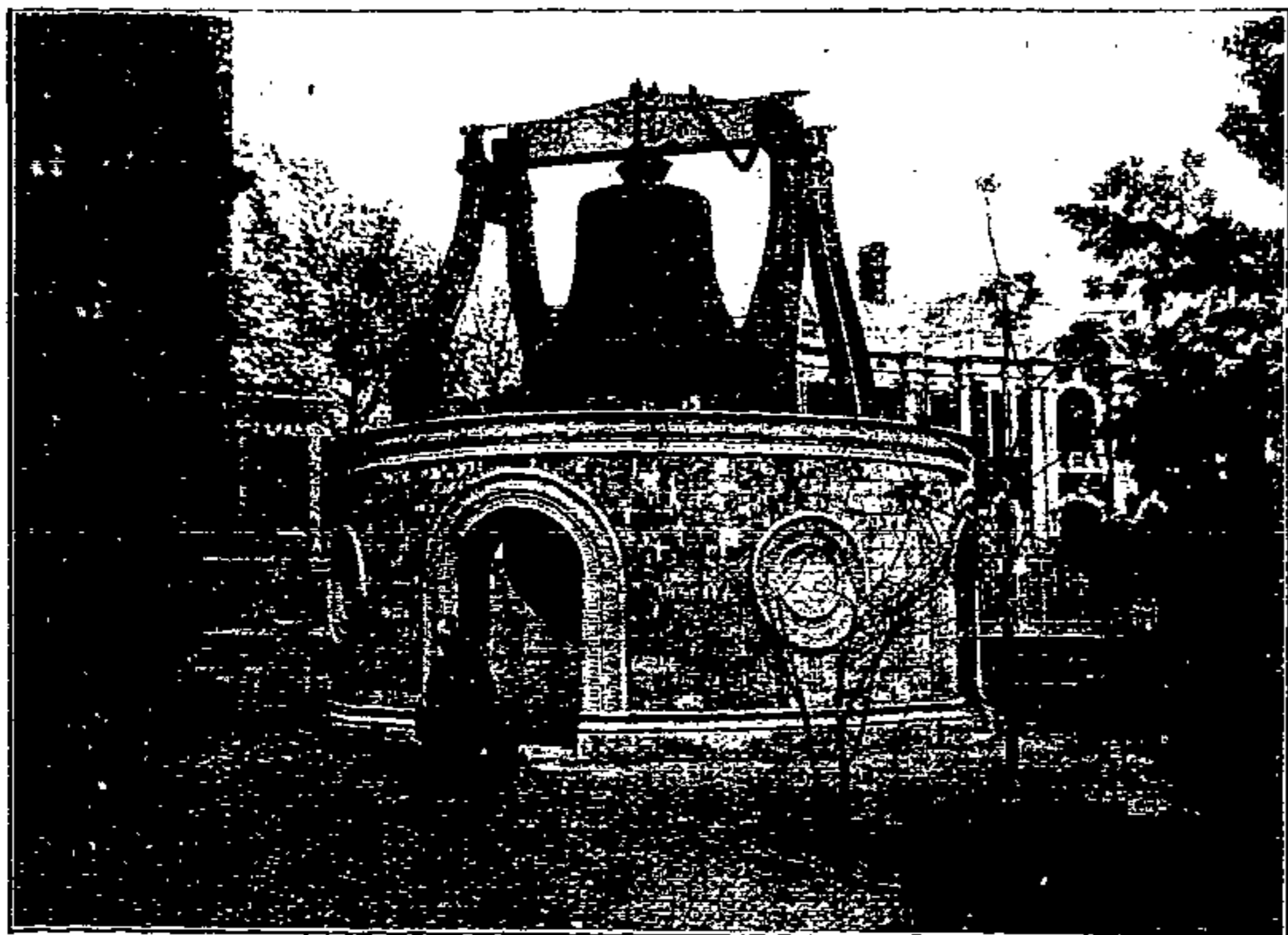
Bazarstraße in einer chinesischen Stadt.

Entwicklung soll sich in China auch viel rascher vollziehen, als es die Fernstehenden gewahr werden. Die besitzenden Klassen des Landes errichten industrielle Betriebe nach europäischem und amerikanischem Muster, China baut seine Eisenbahnen zum großen Teil selbst, und an Naturschätzen fehlt es in dem Riesengebiet nicht. Viele junge Chinesen studieren seit einiger Zeit an den japanischen Universitäten, wo sie mit liberalen und demokratischen Ideen und auch mit sozialistischen Theorien bekannt werden, die sie

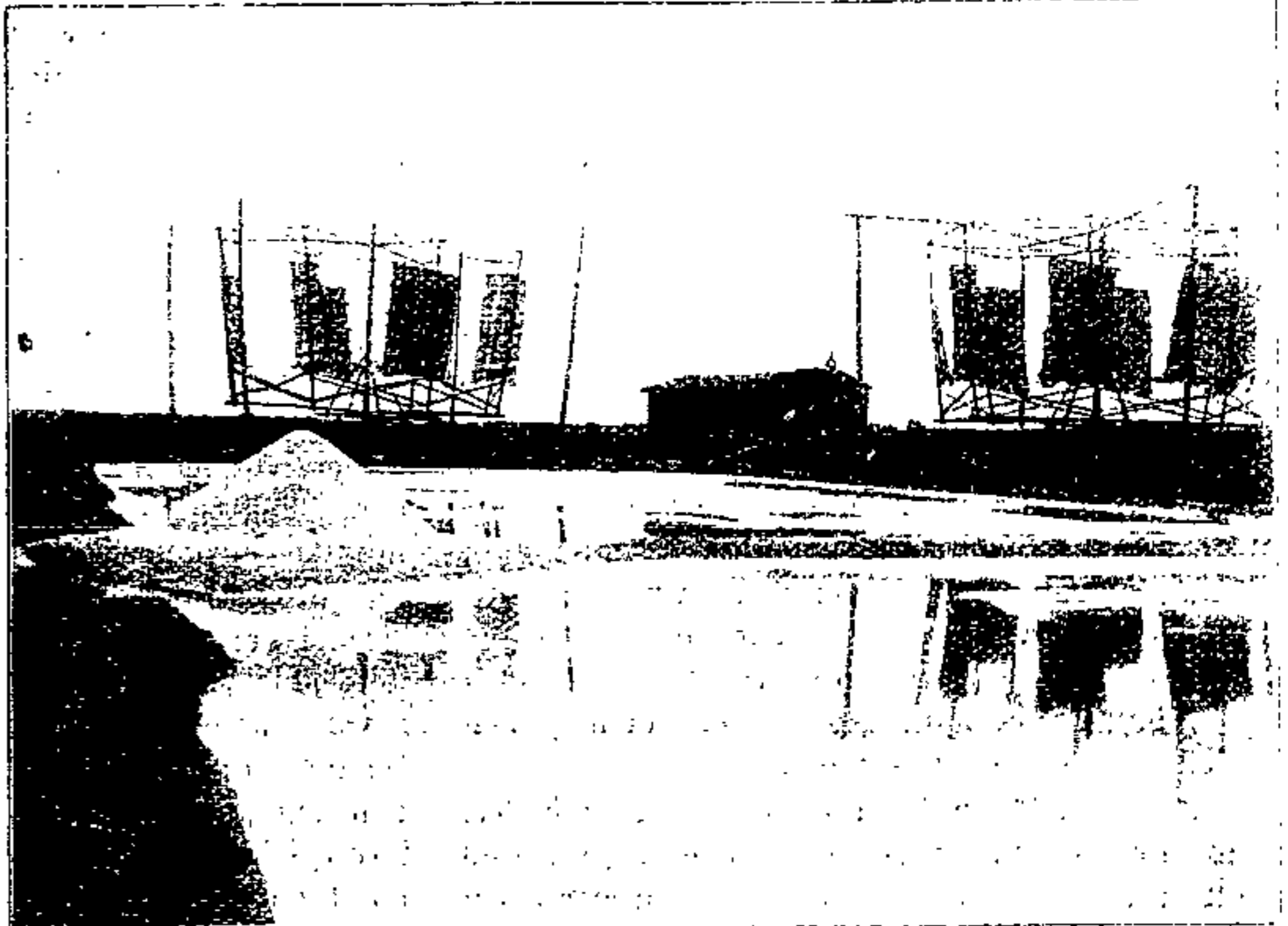
Sprache zu liefern, und sein jüngst erschienenenes Buch*) enthält viele wertvolle Angaben über das soziale Leben im Reich der Mitte.

Die Grundlage der gesellschaftlichen Organisation in China ist immer noch die Sippe, der Geschlechtsgemeinschaft, die Großfamilie. Die Chinesen heiraten sehr jung, die Männer im zwanzigsten Lebensjahr und auch früher. Die Söhne bleiben aber auch nach der Verheiratung im elterlichen Hause und bilden mit ihren Frauen und Kindern, mit ihren Eltern und Großeltern

und Gemüsegärten. Stirbt das Familienoberhaupt, der gemeinsame Großvater oder auch, möglicherweise Urgroßvater, so wird sein Vermögen unter seinen Söhnen verteilt; die Enkel wohnen dann mit ihren eigenen Eltern zusammen. Eine gesetzlich geregelte Erbfolge besteht nicht. Gewöhnlich wird das Haus der ältesten Söhne erben, und die anderen Söhne gründen ihren eigenen Hausstand. Bisweilen führen sie allerdings trotz des Ablebens des Familienhauptes noch weiter gemeinsame Wirtschaft. Die



Chinesische Feuerkloche.



Salzmühlen.

dann in der Heimat propagieren. Die Zahl der politischen Geheimgesellschaften ist in China sehr groß. Und da durch das chinesische Gesellschaftsleben ein starker demokratischer Zug geht und die noch nicht ganz zur Auflösung gekommene Großfamilie einen kommunistischen Charakter hat, finden die demokratischen und sozialistischen Ideen in der breiten Masse des Volkes großes Verständnis und Anklang. Aber trotzdem ist China für die Europäer immer noch das geheimnisvolle Märchenland; was wir von dem sozialen Leben des chinesischen Volkes wissen, ist sehr

und allen Brüdern des Vaters und deren Frauen und Kindern eine wirtschaftliche Gemeinschaft. Nicht selten kommt es vor, daß fünf Generationen beisammen wohnen, und sehr oft wird die Großfamilie aus 50 einzelnen Familien gebildet. Schon am Charakter der Gebäude, die in Dorf und Stadt ziemlich gleich sind, wird ersichtlich, daß sie einer Großfamilie dienen. Ein starkes

* Die gewerblichen Betriebsformen der Stadt Ningpo von Dr. Nyok-Ching Tjuo. Tübingen, Verlag der S. Laupp'schen Buchhandlung, 1909.

wirtschaftliche Entwicklung hat freilich schon vielfach zur Auflösung der Großfamilie geführt.

Die verflochtenen Großfamilien bilden wieder zusammen eine Geschlechtsgemeinschaft, die sogenannte „Geschlechtshalle“ (Tjung-Sze). Diese Gemeinschaften bestehen aus den Großfamilien mit gemeinsamen Ahnen zu wirtschaftlichen, unterrichtlichen und traditionellen religiösen Zwecken. Die Vereinigung hat einen gemeinsamen Grundbesitz, der durch Beiträge der Familien oder Erbbestimmung reicherer Glieder erhalten und vergrößert wird. Auf dem gemein-



Ein Dorfdyall im Reiche der Mitte.



Chinesische Jugend.

samen Vöden — der auch in den großen Städten wie auf dem Lande vorhanden ist — werden drei Häuser errichtet, eines für die Versammlungen und den Ahnendienst, die eigentliche Geschlechtshalle, eines für den Unterricht und das dritte zur Aufbewahrung des getrockneten Reises — der Hauptnahrung! — und der Erntegeräte. Die Verwaltung des ganzen besorgen drei von den Familien gewählte Ehrenbeamte. So ist eine Geschlechtshalle zunächst eine Familienvereinigung, sodann ein Gemeinschaftshaus. Sie ist eine Genossenschaft, eine wirtschaftliche und soziale Organisation, ein Selbstverwaltungskörper, wie bei uns die Kommunen, die sich ursprünglich auch aus solchen Geschlechtsverbänden entwickelt haben. In China sind die Dörfer aber heute noch im wesentlichen gebildet von einer Sippe, die Bewohner haben fast alle den gleichen Namen, nach dem auch der Ortsname gebildet ist. So heißt z. B. ein Dorf „Tschung sia Tschung“, ein anderes „Krah Tse“; wollte man dies auf deutsche Verhältnisse übertragen, so müßte man ungefähr sagen: Dorf Meyer, Markt Schulze usw., je nach dem Namen der im Orte wohnenden Sippe.

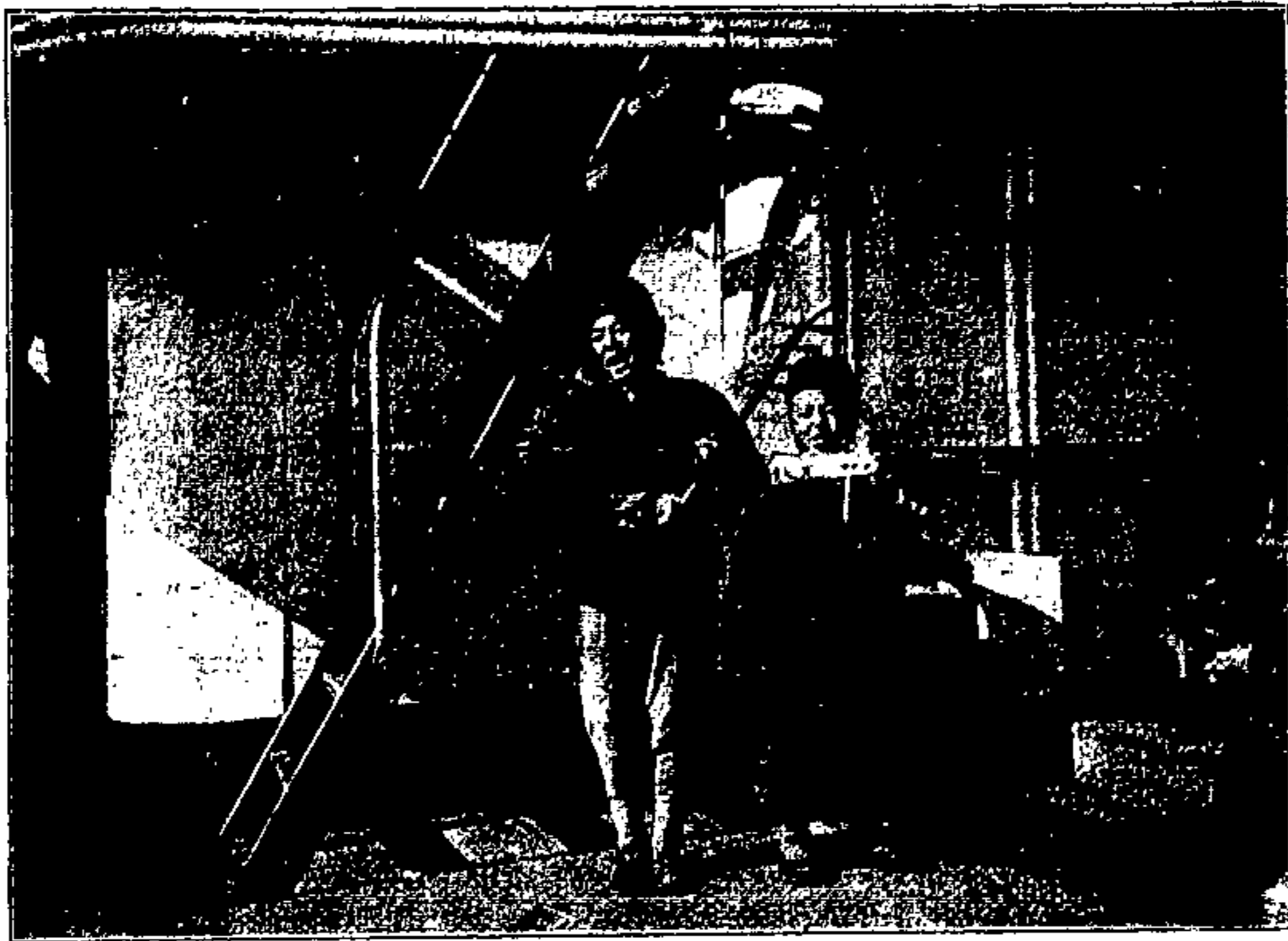
In der Produktion Chinas spielt das Hauswerk, d. h. die Produktion für den eigenen Bedarf, noch eine große Rolle, und zwar

nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt. Die Reiserarbeitung nimmt im Hauswerk den hervorragendsten Platz ein. Denn der Reis ist das wesentlichste Nahrungsmittel des gesamten chinesischen Volkes,

Speisen bereitet, vor allem auch ein Reiskuchen, der als tägliches Brot und in feinerer Zubereitung zu den Festtagen, die in China so zahlreich sind wie in keinem anderen Land der Erde, gekaut wird. Auch in den Geschlechtshallen werden Reisporräte aufgespeichert, und durch die Reiskammern ist für den Unterhalt einer Familie das ganze Jahr hindurch gesorgt. Jede Familie ist deshalb in erster Linie auch darauf bedacht, sich den nötigen Reispvorrat zu beschaffen.

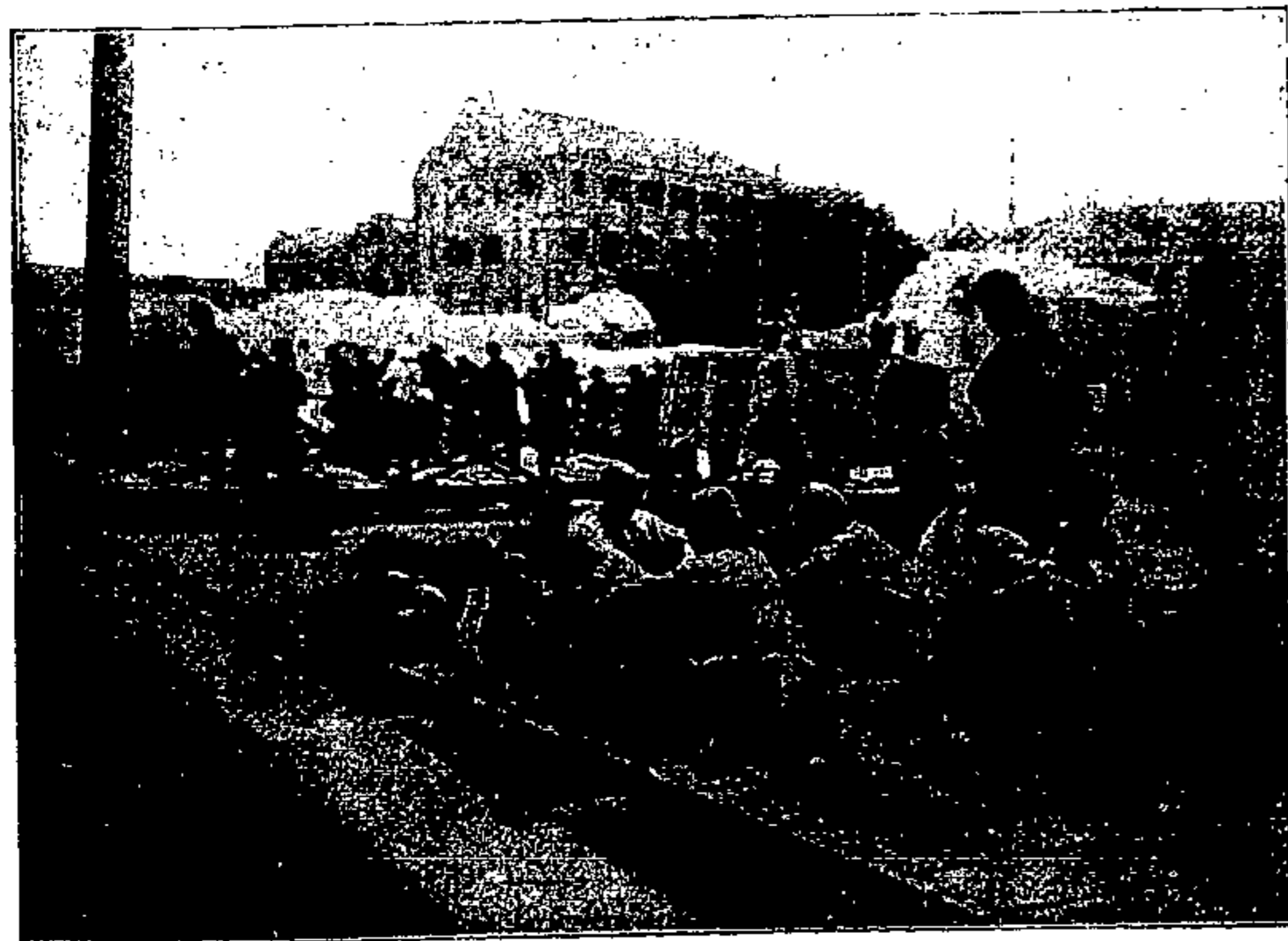
Auf dem Lande baut sich natürlich eine jede Familie selbst ihren Reis, aber auch viele Stadtbewohner haben noch Grundbesitz. Ein großer Teil des Grund und Bodens ist bereits in die Hände weniger Großgrundbesitzer übergegangen, und die Güterschlächterei ist auch in China mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise in die Erde eingetreten. Aber die Großgrundbesitzer bewirtschaften nur selten ihre Güter selbst, sondern verpachten sie in kleinen Teilen, denn das Pachtsystem ist in China sehr verbreitet. In der Gegend

von Ningpo zahlt der Pächter dem Besitzer 50 Proz. der Reisernte, während der Grundbesitzer seinerseits verpflichtet ist, die Grundsteuer zu entrichten. Eine große Anzahl der wohlhabenden Chinesen besitzt das Ei-



Rußland.

und auch im kleinsten Haushalte werden große Reisporräte aufbewahrt. Wohlhabende Chinesen besitzen drei bis vier Reiskammern, in denen außerordentlich viele Sorten Reis untergebracht sind. Aus Reis werden eine große Anzahl



Mittagspause chinesischer Hafenarbeiter.



Straßenbild in einer chinesischen Stadt.

kommen aus solchen Landverpachtungen. Außer den Pächtern gibt es aber noch sehr viele Kleinbauern mit eigenem Besitze und diese machen die große Mehrheit des chinesischen Volkes aus. Auch die Pacht ist meistens lebenslänglich. Pächter wie Kleinbauern arbeiten in der Regel nur mit Familienmitgliedern. Werden fremde Arbeitskräfte gebraucht, so werden gewöhnlich junge Arbeiter auf mehrere Jahre gemietet. Ein solcher Landarbeiter erhält in der Gegend von Ningpo freie Kost und Wohnung, Strohhüte, Strohschuhe und freies Waschen des Vorderkopfes und des Gesichtes; außerdem etwa 50 Mt. an Geld pro Jahr. Die kostspieligen Werkzeuge für die Reisveredelung, die Geräte für die Herstellung des Reispulvers, wie die Mühle, die großen Bambusmatten usw., überhaupt alles Werkzeug, das anzuschaffen für einzelne Familien zu kostspielig ist, gehört dem Geschlechtsverband, der Sippe, wird in der Geschlechtshalle aufbewahrt und den Familien zur Benutzung unentgeltlich abgegeben. Ein Verwalter händigt die Geräte den einzelnen Familien aus und zieht sie wieder ein. Er bezieht Gehalt und Naturallohn; damit bei der Verteilung keine Schwierigkeiten entstehen, ist die Reihenfolge der Benutzung unter den Familien nach dem Alter von vornherein festgesetzt.

In den Dörfern fertigen die Einwohner auch sonst fast alles selbst an, was sie für ihren Lebensunterhalt, für Kleidung usw. gebrauchen. Doch trifft man in größeren Dörfern auch schon Handwerker, die auf Stör arbeiten, von einem Haus zum anderen wandernd. Unabhängige und eigene kapitalistische Gewerbe findet man selten in den Dörfern, abgesehen von einigen Drogerien oder von Quacksalbergeschäften, die sich den Aberglauben der Bewohner zunutze machen.

Aber die ländliche Produktionsform ist auch noch in den großen Städten heimisch und in Ningpo, das 300 000 Einwohner hat, besitzt jede Familie, auch wenn sie kein Land mehr hat, mindestens eine größere Anzahl Federvieh; die Handwerker, Tagelöhner und ein Teil der Kaufleute halten sich Schweine, die sie schlachten. Denn die chinesische Bevölkerung ist noch allgemein bestrebt, den gesamten Fleisch- und Gemüsekonsum im eigenen Haushalt zu decken.

Die patriarchalische Großfamilie in China zeigt sich uns somit als eine *W e r k e n o s f e n j a c h a f t*, deren Mittelpunkt die Geschlechtshalle und deren wesentlichster Zweck die Versorgung der Familien mit Nahrungsmitteln ist: der Reisbau, die Veredelung und auch die Zubereitung des Reises. Auch die *B a u m w o l l e* wird noch vielfach von jeder Familie selbst gekaut.

Bei der Feldarbeit, beim Reinigen und Trocknen der Baumwolle sind ausschließlich Männer tätig. Beim Spinnen und Weben dagegen sind vorwiegend Frauen und Mädchen beschäftigt. Die Spinnräder sind noch ziemlich primitiv und werden, wie die Webstühle und das andere Geräte, in dem gemeinsamen Raum der Genossenschaft aufbewahrt. Die Frauen arbeiten in großen Lauben, die rings den Hof umgeben. Wieviel Frauen spinnen sollen und welches Quantum, wird jedesmal vorher bestimmt. Die Frauen sind auch geschickte Weberinnen, die mitunter kostbare Lächer herstellen. Da in einer solchen Großfamilie mitunter 60—70 Frauen und Mädchen arbeiten, stellt die Genossenschaft einen ziemlich großen Betrieb dar. In Verbindung mit der entsprechenden Urproduktion bildet die Verarbeitung des Reises, der Baumwolle und die Herstellung von Konserven in den Städten das Hauswerk, während in der Regel die Schuhe, Kleider, das Hausgeräte und Werkzeug, auch die Bauarbeiten bereits von Handarbeitern, Lohnarbeitern oder auch in den Fabriken hergestellt werden.

(Schluß folgt.)

Die erste Einschleppung der Cholera nach Preußen.

Der erste große Einbruch der Cholera in Westeuropa fällt bekanntlich in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts; berühmt ist ja der Heinesche Bericht vom ersten Auftreten der furchtbaren Epidemie in Paris, das Fastnacht 1832 erfolgt; Heines eindrucksvolle Schilderung der ersten Todesfälle, die kostümierte Teilnehmer an einem Maskenball betrafen, hat den Maler Meißel zu seinem Bilde „Der Tod als Würger“ angeregt. Bevor die Seuche damals nach Frankreich kam, hatte sie Deutschland bereits heimgesucht. Das erste Auftreten der Cholera bei uns im Jahre 1831 ist interessant nicht allein unter den Gesichtspunkten der bloßen Seuchengeschichte; was Preußen angeht, so erfolgte die erste Einschleppung der Cholera in ursächlichem Zusammenhang mit Vorgängen der hohen Politik. Man hatte im Berliner Ministerium der Medizinalangelegenheiten schon im Jahre 1830 die Befürchtung, daß die böse Krankheit aus Rußland herüberkommen könne, in dessen inneren Provinzen sie damals schon große Verheerungen anrichtete. Eine besondere Kommission zur Abwehrung der Cholera wurde gebildet, eine Anzahl Ärzte nach Rußland gesandt, um das Wesen der Epidemie erst genauer kennen zu lernen, und demnächst kamen dann amtliche Anweisungen heraus, wodurch die Einschleppung der ansteckenden Krankheit verhindert werden sollte.

Die Frage war nun brennend geworden, da die zur Niederschlagung der polnischen Revolution von 1830/31 heranziehenden russischen Truppen die Epidemie mitbrachten; diese Heerschaaren wurden selber von der Cholera beunruhigt und verbreiteten die Seuche überall, wohin sie kamen. Den Vizepräsidenten der an Rußisch-Polen grenzenden und daher zunächst bedrohten Provinzen Preußen, Posen und Schlesien ließ nun das preußische Ministerium der Medizinalangelegenheiten Anweisungen zugehen, wonach, um das preußische Gebiet gegen Einschleppung der Epidemie nach Möglichkeit zu sichern, den verseuchten Gegenden durch einen militärischen Sanitätskordon der freie Verkehr mit den angrenzenden deutschen Landesteilen gesperrt werden sollte. Damit die geschäftlichen und sonstigen Beziehungen nicht ganz abgeschnitten würden, erfolgte die Einrichtung von Quarantäneanstalten, in denen alles aus Rußland Kommen längere Zeit verbleiben sollte, ehe der weitere Eintritt nach Preußen zu gestatten wäre. Alle Maßnahmen wurden energisch vorgenommen und möchten wohl Erfolg gehabt haben, wenn sie nur nicht durch die reaktionäre preußische Politik zunichte gemacht worden wären.

Die Kabinette von Petersburg und Berlin steckten gegen Polen seit langem unter einer Decke, und für die feudalen Berater Friedrich Wilhelms III. war es ganz selbstverständlich, daß Preußen dem Zarismus gegen die Revolution in Polen Schergendienste leisten müsse, zumal die militärischen Leistungen der Russen sehr wenig glänzende waren. Während also die preußische Bevölkerung überall dem polnischen Freiheitskampf gegen die moskowitzische Barbarei die wärmsten Sympathien entgegenbrachte, unterstützte die preußische Regierung das russische Unterdrückungswerk aus allen Kräften. Was nun hier in Betracht kommt, das ist die Tatsache, daß der berühmte Plankmarsch Paskewitschs nur durch preußische Mitwirkung möglich wurde. Der russische Feldherr führte seinen entscheidenden Vorstoß gegen Warschau auf die Weise aus, daß er sich nicht, wie sein Vorgänger an den festen Stellungen der Polen östlich von Warschau den Schädel einramnte, sondern sie in einem großen Bogen, unmittelbar

an der preussischen Grenze vorbei, umging, nach bei Thorn die Weichsel überschritt und hernach gegen die polnische Hauptstadt vordrang.

Diese ganze Operation war nur dadurch ausführbar, daß von Preußen her tätige Hilfe geleistet wurde: Proviant, Munition, Material zum Brückenbau, alles wurde den Russen vom borussischen Verbündeten herangefahren. Daran ergab sich natürlich ein fortgesetzter, enger Verkehr mit den Russen, mit dem die Zunehmung der Vorschriften zur Abwehr der Cholera ganz unverträglich war. Und diese Vorschriften wurden denn auch beständig mit Füßen getreten, obwohl die Seuche im russischen Heer mit seinem ganzen Zubehör an sogenanntem Troß schlimmer als je wütete. Die Folgen des Außerachtlassens aller Vorsichtsmaßnahmen blieben nicht aus: die Cholera wurde durch den Verkehr mit der Armee und russischen Lebensmitteltransportschiffen nach Preußen eingeschleppt, um rasch um sich zu greifen. Als sie in Danzig schon wütete, Königsberg zwar noch nicht erreicht hatte, aber bedrohte, wandten sich Senat und Kaufmannschaft der ostpreussischen Hauptstadt am 2. Juli 1831 mit einem flehentlichen Schreiben an den König, worin im einzelnen auseinander gesetzt wurde, wie der Grenzverkehr mit den verseuchten polnischen Provinzen behufs der Verpflegung der russischen Truppen täglich mehr Schaden gewinne und für die preussischen Gebiete die größte Gefahr in sich birge. Das Schreiben hob die einstimmige Ueberzeugung der Öffentlichkeit hervor, daß der Ausbruch der Cholera in Danzig und seiner Umgebung einzig der verpesteten Nähe russischer Mehltransportschiffe beizumessen sei. Die Eingabe stieß die furchtbare Gefahr fest, in der auch Königsberg infolge des Verkehrs mit den Russen schwebt, und bittet den König, den Verkehr mit den polnischen Gebieten oder wenigstens mit den russischen Truppen gänzlich zu verbieten und auf jede Weise zu verhindern. Die Wittsteller wurden vom König sehr ungnädig beschieden und ebentausenden Ohren begegneten bei dem Monarchen auch die Petitionen der Städte Elbing und Pillau. Die preussische Presse durfte hierüber gar nichts bringen, wie die englische Zeitung „Courier“ feststellte, die von diesen Witten nur Einstellung einer den wahren Interessen des Landes verderblichen Politik schreibt und fortfährt: „Aber das gegenwärtige preussische Ministerium ist in seinem Bestreben, der Sache des Despotismus beizustehen, so befangen, daß es gleich den französischen Polignacs, sich bemüht, den Ausdruck der öffentlichen Meinung in Preußen durch die strengsten Maßregeln niederzuhalten.“ In der Tat nahm man in Königsberg, als es am 28. und 29. Juli 1831 zu lautem Ausbruch des allgemeinen Unwillens kam, kein Anstand, auf das Volk zu feuern: 15 Tote und eine große Menge von Verwundeten bedeckten den Schauplatz der militärischen Heldentat. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß das Volk, wie ein Historiker jener Tage sich ausdrückt, die bittersten Gefühle des Hasses gegen eine Partei wach wurden, „von der die Vermutung galt, sie achte, wenn es auf Erreichung ihrer Zwecke ankomme, Glück und Leben der unteren Staatsbürgerklassen für nichts“.

Oktoberdämmerung.

Freuden . . flammenschlanke Brände.
Tag um Tag schritt heimwärts durchs Gelände.
Wünsche . . steigende Fontänen,
Alle Balme hängen voll von Tränen.
Deine Sehnsuchtsvogel stürzten nieder,
und die grauen Nächte lehren wieder.
Rosen, die dein Lachen säumten,
deine Wangen sommervarm umschäumten,
träumen noch im Nebelflore
von des Lichtes weißem Tempeltore.

Robert Walter-Frey.

Der Scheintote.

Eine Erinnerung aus einem märkischen Industriedorfe. Erzählt von R. Schmit.

(Fortsetzung)

Mutter Giese ließ sich zureden. Sie trat den Gang nach dem Pfarrhause an. Ehrwürden saßen gerade im Studierzimmer, als sich Mutter Giese melden ließ. Und Ehrwürden machten ein recht bedenkliches Gesicht, als sie ihr Anliegen vorbrachte. Ihr Gatte habe sich doch bei Lebzeiten um unsere so notwendigen kirchlichen Einrichtungen gar nicht gekümmert. Sein Lebenswandel sei auch nicht gerade der Gott wohlgefälligste gewesen. Auch sei er Katholik — hm — hm —

Das Ergebnis des beiderseitigen Dialogs war, daß Ehrwürden schließlich zusagte. Er habe aber an dem betreffenden Tage einem Sonntage er sagte beinahe „leider“ — erst noch eine Taufe vorzunehmen. Aber um drei Uhr werde er sich im Trauerhause einfinden. Er tue es hauptsächlich um den Sohn, der ja doch Feldwebel und folglich ein rechtlicher Mann sei. Der Frau Giese täte es im übrigen auch not, daß sie sich etwas mehr als bisher um die kirchlichen Einrichtungen bekümmere.

Es war ein kalter, frostiger Februartag, den sich Vater Giese als Tag seiner Weisung ausgesucht hatte. An den Telegraphenstangen saßen die Drähte in monotoner Einerlei, und aus dem nahen Walde ertönte das Krachen unter der Schneelast brechender Nester. Unter den Ästen knirschte der harte Schnee.

Am Spritzenhause inmitten des Dorfes machten sich die Träger bereits um zwei Uhr bemerkbar. Denn in dem Spritzenhause stand die Totenbahre der Gemeinde. Sie diente jedem Dorfbewohner, nachdem er die Augen zu letzter Ruhe geschlossen, gleichmäßig, ob er arm, ob reich gewesen.

Kirchholz hatte den Schlüssel zum Spritzenhause bereits vom Dorfschulzen, wo er stets an einem besonderen Nagel an der Wand hing, geholt. So schloß man denn das Tor des Spritzenhauses geräuschvoll auf. Die Angeln quieten beim Oeffnen vor Frost, denn es kam nicht allzuoft vor, daß das Tor geöffnet wurde. Da drinnen stand die alte Dorfspritze, das Heiligthum der freiwilligen Feuerwehr des Dorfes. Daneben zwei alte Wasserwagen, Feuerleiter und sonstige Feuerlöschapparate. Und einträchtig dazwischen die alte ehrwürdige Tragbahre der Toten, ein schmucklos schwarzes Stück Möbel. Hier der Träger packten sich die Bahre auf die Schultern und wanderten dem Trauerhause zu, das nur wenige Schritte vom Spritzenhause entfernt lag.

Wasser fehlten noch. Nur aus der Gieseschen Wohnung ertönte verhaltenes Schluchzen. Die Töchter aus Berlin waren erschienen, ebenso der Sohn des Verstorbenen, ein junger Feldwebel von stattlichem Wuchs und strammer Haltung, just eine Neuauflage des alten Giese.

Und so umstanden denn die Geschwister die im Sarge ruhende Leiche und tauschten ihre Mutmaßungen über die letzten Augenblicke des Verstorbenen aus. Vor allem die älteste Tochter, eine ebenso auffallend wie geschmacklos gekleidete hochaufgeschossene Gestalt mit wenig sympathischen Gesichtszügen. Sie konnte sich darüber, daß der Alte so ganz ohne sich irgendjemandem bemerkbar zu machen verstorben war, gar nicht zufrieden geben.

Das erschien ihr einfach schrecklich. Bei der geschwisterlichen Unterhaltung, wobei fast ausnahmslos nur sie das Wort führte, machte sie auch recht fleißig von ihrem weißseidenen Taschentuch Gebrauch, das beständig die Aufgabe zu erfüllen hatte, Augen und Nase von Tränen zu säubern.

Mutter Giese hatte keine Zeit, auf die geist-

reichen Betrachtungen ihrer ältesten Stieftochter zu achten. Sie hatte anderes zu tun. Handelte es sich doch um den Leichenschmaus, den ersten Ambiß für die Beerdigungsteilnehmer. Da galt es Schnaps einzuschleusen. Und die Frauen erhielten Kaffee und Kuchen.

Vorerst galt es allerdings erst den Vorbereitungen. Aber immerhin waren die Träger schon eingetreten; da galt es, auch ihnen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schließlich mußte auch noch die Leiche aus der kalten Schlafstube, wo sie bisher im Sarge geruht hatte, nach der guten Stube hinübergebracht werden. Denn Mutter Giese konnte ja doch den Gästen nicht zumuten, dem Verstorbenen den letzten Scheideblick in der unfreundlichen und ungeheizten Schlafstube zu widmen.

So stand denn der Sarg mit dem Toten bald in der guten Stube. Vater Giese schien mit dieser zeitweiligen Veränderung keine Ruheplätze gleichfalls einverstanden zu sein. Wenigstens verrieten seine ruhigen, friedlichen Gesichtszüge nichts von irgendwelchem Unmut. „Als wenn er schläft“, kispelte die Älteste, und das weißseidene Taschentuch bekam ernste und reichlichere Arbeit.

Nach und nach füllte sich das Haus mit Leidtragenden. Landleute im alten Bratenrock mit dickem Plauschmantel darüber, auf den köpfen unförmige, altmodische Zylinderhüte. Die Frauen in altmodischen schwarzen Seidenröcken. Dazwischen neues Volk in moderner Kleidung, manche sogar ohne den Zylinderhut, die eigentlich unerlässliche Kopfbedeckung einer dörflichen Beerdigung; mancher trug sogar einen verwegenen Schlapphut. Jeder drückte vor allem der Mutter Giese die Hand als einzige Beileidsbezeugung, man begrüßte auch die Kinder des Verstorbenen, fragte wohl auch nach diesem und jenem, in der Hauptsache bildete aber dennoch den ausschließlichen Gesprächsstoff der Tote.

„Der hätte noch leben können.“ „Er hatte noch die besten Jahre vor sich.“ „Kräftig genug war er auch noch.“ — „Und so plötzlich zu sterben!“ — „Ja, ja, es kann auch jeden anderen so schnell treffen.“ — „Man kann nicht wissen, ob man morgen nicht auch schon so kalt ist wie heute Vater Giese.“

Auch auf dem Hofe drängt sich schon das Publikum. Leidtragende und Gaffer hanteln durcheinander. Am Tor hat bereits die Dorfkapelle, sechs Mann stark, Posto gefaßt. Nach Erfüllung ihrer ersten Pflicht werden sie heute auch noch im Dorfkrug aufspielen.

Und zwar zum Tanz. Sei, wie dann die Klarinetten quieten, der Tuba dröhnen und der Monotonen Brummen wird! Aber vorab gilt's ernste Pflicht. Und tiefenrust schauen die Gesichter der Musikanten.

So ist alles würdig vorbereitet. Aber einer fehlt doch noch: der Herr Pastor. Es ist schon drei Uhr, und er ist auf der hellen Dorfstraße immer noch nicht zu sehen. Allerdings, die Kindtaufe! Möglich aber auch, daß der Herr Pastor dem gewöhnlichen Publikum bei dieser Gelegenheit die immense Wichtigkeit seiner Person recht eindringlich vor Augen führen will.

Jetzt aber bemächtigt sich der am Hofe stehenden und Waffenden eine lebhafte Bewegung. „Er kommt!“ raunt es von Ohr zu Ohr. Und nach einigen Minuten betritt der Mann Gottes den Hof, ernst und würdevoll tönt es nach allen Seiten aus dem schmalgeschnittenen Munde mit den glattrasierten Lippen: „Grüß Gott!“

Gemessenen Schrittes gehen Ehrwürden durch die Reihen der Stuhlgänger; er be-

tritt die Wohnstube. Der Witwe drückt er mit glatten, kalten Worten sein Beileid aus. Der Beobachter merkt, daß das nicht von Herzen kommt. Kalt, geschäftsmäßig. . .

Hierauf dieselbe Zeremonie bei den Töchtern und dem Feldwebel. Bei letzterem ein etwas wärmerer Ton.

Dann tritt der Pastor vor den offenen Sarg. Die bageren Finger seiner beiden Hände verhaken sich ineinander und in stummer Versunkenheit verharret der Mann Gottes einige Augenblicke unbeweglich.

Plötzlich überfliegt das Gesicht des Pastors eine lebhafte Bewegung. Es erscheint interessiert.

„So etwas habe ich aber bei Verstorbenen noch nicht beobachtet.“

Alles wird bei diesen nachdrücklich und bestimmt hervorgestohlenen Worten des Pastors aufmerksam. Die Vorderen reden die Häuse, die Hinteren stellen sich auf die Beine. Alles ist gespannt. „Der Tote schmilzt ja.“

Und richtig. Auf dem sonst unbeweglichen Gesicht Gieses stehen helle Schweißtropfen.

„Das ist aber äußerst merkwürdig.“

Der Pastor sagt es mit bedeutungsvoller Betonung. Und eine lebhafte Bewegung bemächtigt sich der Umstehenden und teilt sich auch denen mit, die auf dem Hofe stehen.

„Vater Giese ist scheinot!“ — so raunt es.

Ungläubiges Lächeln und Kopfschütteln bei einzelnen, bei anderen wieder in Ton und Gebärde jene Wichtigkeit, die eine sensationelle Neuigkeit in ihr gebührenderweise noch besonders zu unterstreichen bemüht ist.

Und drinnen im Trauerhause spürt sich der Faden des Begonnenen weiter.

„Ja, hören Sie, liebe Frau Giese,“ fährt der Pastor fort, „unter diesen Umständen möchte ich Ihren lieben Mann denn doch nicht beerdigen. Wie schrecklich, wenn wir einen Lebenden begraben würden!“

„Schrecklich!“ so echot auch die älteste Tochter, „wir dürfen Papa unter keinen Umständen begraben!“ Bei ihr dämmert bereits die unumstößliche Gewißheit auf, daß ihr Vater nur scheinot sei. „Nein, Papa muß nochmals untersucht werden!“

Und unter diesen Umständen nützt alles nichts; man wird sich einig, den Toten nochmals ärztlich untersuchen zu lassen. Dies Resultat teilt sich auch bald den Draußenstehenden mit.

„Die Beerdigung wird aufgehoben, der Doktor soll ihn nochmals untersuchen“ — so raunt es von Mund zu Mund.

Am Türrahmen wird der Herr Pastor sichtbar. Er hat sich verabschiedet, da ihm unter solchen Umständen seine weitere Anwesenheit überflüssig erscheint. Sanft kispelnd teilt er wieder unter würdigem Kopfnicken sein „Grüß Gott“ nach allen Seiten aus und entfernt sich gemessenen Schrittes mit der Miene eines Lebensretters.

Gleich nach ihm stürzt ein junger Mann eilig davon — zum Telefon. Ihm ist der wichtige Auftrag zuteil geworden, aus dem etwa zwei Stunden entfernten Nachbarort einen Arzt herbeizurufen.

Er bringt bald die Kunde, den Doktor telefonisch benachrichtigt zu haben. Um sechs Uhr werde er eintreffen.

Durch das Dorf aber fliegt die Kunde von dem Scheintode des Vater Giese wie ein Lauffeuer. Bald ist das Trauerhaus, der Hof und die Dorfstraße von Neugierigen belagert. Die Wissensdurstigsten drängen hinein, um das Wunder vom merkwürdigen Scheintode des Vater Giese mit eigenen schreckersüllten Augen zu bestaunen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Verunglimpfung Delescluzes. Die bürgerliche Geschichtsfälschung hat sich gar nicht genug tun können in Stotvorfen auf die Pariser Kommune von 1871. Neben zahllosen anderen frechen Mgen über die glorreichen Vorkämpfer der roten Fahne ist auch die besonders breite Umkehrung der Wahrheit in Umlauf gesetzt worden, Paris sei unter der Kommune ein großes Freudenhaus gewesen: so drückt sich Johannes Scherr aus in seiner von Unrichtigkeiten stropfenden Geschichtsklitterung „Das rote Quartal“. Ein anderer bürgerlicher Geschichtsschreiber, Oskar Jäger in seiner „Geschichte der neuesten Zeit“, hat sich in diesem Sinne an die Gestalt eines der verehrungswürdigsten unter den Märtyrern der Kommune gewagt, an den letzten Kriegsminister der Arbeiterregierung von 1871; Delescluze hätte nach diesem gewissenhaften Geschichtsschreiber in seinen letzten Tagen nichts Wichtigeres im Kopf gehabt als schmutzige Liebesabenteuer mit Prostituierten. Tatsächlich lag dem alten Revolutionär,

Leumdung zustande gekommen ist. Delescluze ruht da unter einer Varrkabe von Pflastersteinen, worauf eine verschleierte Urne steht. Gegen diese Urne ist ein geöffnetes Buch gelehnt, worin man Delescluzes letzte Zeilen liest, einen rührenden Abschiedsbrief an seine Schwester. So waren in Wirklichkeit die letzten Privatgeföhle dieses Mannes, den der bürgerliche Klassenhaß sich nicht sehent, gröblichst zu verunglimpfen. Wenn man davon spricht, so kann man allerdings auch von Liederlichkeit reden, aber nicht von der seinen, sondern der bürgerlichen Geschichtsschreiber.

Eine neue Art des Grubenausbaues. Auf dem 5. Internationalen Kongreß für Bergbau, Glittenwesen, angewandte Mechanik und praktische Geologie in Düsseldorf 1910 wurde von einem der Kongreßmitglieder über eine höchst bemerkenswerte Neuerung in Grubenausbau berichtet. Ganz allgemein heißt man die Gänge heutzutage mit starken Hölzern ab

Augenmerk auf diesen neuen Grubenbaustoff und die in den Schachtanlagen der Gelsenkirchener Bergwerks-A.G. hergestellten Eisenbetonausbaue scheinen sich vorzüglich bewährt zu haben.

Wieg ein elektrischer Körper mehr als ein unelektrischer? Elektrizität, Wärme und Licht waren in der alten Physik als die „Imponderabilien“, die „unwägbareren Stoffe“ bekannt, die so fein sein sollten, daß man sie nicht wiegen könne. Man hat natürlich sehr oft versucht, zu ergründen, ob denn diese „Stoffe“ wirklich ohne Gewicht seien, und immer zeigte sich, daß sie keinen Einfluß auf das Gewicht des Körpers nahmen, dem sie innewohnten. Vielleicht liegt es aber bloß daran, daß unsere Wagen nicht fein genug sind, um diese „Stoffe“ zu wiegen. Hat doch Maxwell die Existenz des Strahlungsdruckes vorausgesagt, obwohl man diesen durch den Versuch nicht nachweisen konnte. Erst ein Vierteljahrhundert später waren die instrumentellen Hilfsmittel so weit verfeinert, daß



Empfang von Parteitagssdelegierten am Bahnhof in Magdeburg.

der immer von puritanischer Strenge gegen sich selber und zuletzt obendrein durch Krankheit gebeugt war, nichts ferner als leichtfertige Gedanken. War er doch seit langem entschlossen, die Kommune nicht zu überleben. Darum ging er am 27. Mai 1871 unbewaffnet auf eine Varrkade am Château d'Or, auf der ein wahrer Regentagen nichts Lebendes mehr duldet und fand hier den gewünschten Tod; fünf Kugeln durchbohrten ihm Haupt und Brust. Dieses heldenhafte Ende hat aber die bürgerlichen Märchenfabrikanten nicht verhindert, auch sein Andenken nach Kräften zu beschudeln, und so hat Maxime de Camps ausposaunt, in Delescluzes Tasche habe sich ein auf eine Affäre künftiger Liebe bezüglicher Brief gefunden. Herr Oskar Jäger betet diese Sage in einer Unmerkling gläubig nach und begründet damit den Vorwurf im Text, wo Delescluze „ein liederlicher Greis von 62 Jahren“ genannt wird. Dabei braucht man bloß ein paar Worte über Delescluzes Grabmal auf dem Pariser Père Lachaise zu vernehmen, um sich klar darüber zu werden, wie Maxime de Camps Ver-

holz ist nun ein Artikel, den die Natur produziert und der daher immer teurer wird. Die Gruben verschlingen aber sehr viel Holz; das verteuert natürlich auch die geförderten Kohlen sehr stark. Man ist deshalb neuerdings dazu übergegangen, an manchen Stellen Eisenbeton zum Grubenausbau zu verwenden, d. i. Beton, der durch mechanisch günstig eingeklagte Eiseneinlagen eine besondere Widerstandsfähigkeit bekommt. Eisenbeton ist bekanntlich von sehr großer Tragfähigkeit, er ist ferner gegen Einwirkungen der Grubenluft und Grubenfeuchtigkeit unempfindlich, für Wasser undurchlässig, feuerbeständig, läßt sich den Höhlungen vorzüglich anpassen, braucht wenig Raum und verursacht für die Wetterführung sehr geringen Widerstand der vorbeistreichenden Gase und Luft. Allerdings ist es schwer, einen einmal hergestellten Ausbau zu verändern oder zu bearbeiten, ferner wird die Herstellung wegen des geringen Raumes und der schlechten Beleuchtung erschwert. Wohl nur aus diesem Grunde wird der Eisenbeton bislang noch ziemlich wenig zum Grubenausbau verwendet. Immerhin wendet man das

man ihn messen und festzustellen vermöchte. (Siehe „Neue Welt“ 1909, Nr. 82.) Nach unseren modernen Anschauungen können wir die Frage nach dem Gewicht der genannten „Stoffe“ nicht mehr stellen, sondern nur noch fragen: Ist das Gewicht eines Körpers von seinem elektrischen Zustande abhängig? Das ist etwas ganz anderes, denn ein Körper braucht sein Gewicht nicht zu verändern, wohl aber ist denkbar, daß der elektrische Zustand die Schwerkraft irgendwie beeinflusst. Der Physiker Southern hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt, und es hat den Anschein, als ob ein derartiger Einfluß wirklich existiert. Bisher gab es nur bei den elektrischen Messungen mittels der sogenannten elektrostatischen Meßinstrumente mancherlei Erscheinungen, für die man kaum eine Erklärung hatte, und die fanden durch die Beeinflussung der Schwerkraft seitens des elektrischen Zustandes eines Körpers ihre Erklärung. Vielleicht gelingt es, auf diesem Wege eine Brücke nach der rätselhaften Schwerkraft zu schlagen, um die sich seit Jahrhunderten die besten Physiker abmühen.